

Zur Farbbeilage auf Seite 187 : das Blumenkartenspiel von Hieronymus J. Löschenkohl (1806)

Autor(en): **Egger, Hanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-
Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **21 (1978)**

Heft 3

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-388306>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

interessierte. Er sprach das gebrochene Deutsch eines Engländers und nahm an. Was ihn interessierte, waren nun nicht, wie man meinen könnte, die letzten Kriegsnachrichten, sondern ausschließlich die Skandalchronik. Das war James Joyce. Sein Name war mir nicht unbekannt, ich wusste auch ein wenig im «Ulysses» Bescheid, ahnte aber nicht, welche Unvermißbarkeit dieses Werk in späteren Jahren für mich gewinnen würde. Mehrmals begleitete ich ihn auch zu einem kurzen Spaziergang in die Oberdorfstraße, wo er, sein Rohrstock schwingend, vor den Suchkästen der Antiquariate (bevorzugt Hans Rohrs verlockend aufgemachter Laden) verweilte. Er griff, blindlings gleichsam, Bände heraus, die ihn interessierten, gerne solche okkulten Inhalts oder Spezielles, etwa über «Gerüche». Dabei entging ihm nicht, was so am Wege herumlag. Denn er war abergläubisch, wie nur ein Ire es sein kann, erwartete immer Hinweise, Warnungen, die sich ihm aus einem Zeitungsfetzen, einem einzelnen Wort ergeben mochten. So las er einmal – es war unser letzter gemeinsamer Gang – eine schwarze Pique 9 auf, knipste mit den Fingern geziert an den Rand der Karte und sagte: «Schlechtes Zeichen, schlechtes Zeichen» und ließ die Karte wieder fallen. Ich hob sie auf und bewahre sie bis heute. Danach sahen wir uns nicht wieder. Er mußte das Bett hüten, war zeit-

weise wieder mobil, wurde dann aber wegen Magenkrämpfen meines Wissens am 11. Januar 1941 ins Schwesternhaus vom Roten Kreuz übergeführt, wo er am 13. Januar an Verbluten starb: Er hatte sich in einem Wutanfall (oder im Schmerzensüberdruß) die Röhren des Transfusionsapparats vom Leib gerissen.

Ich bewahre die erste deutsche Ausgabe seines Schauspiels «Verbannte», ein seinen seltsamen Charakter spiegelndes Bühnenstück (Verlag Rascher & Cie, Zürich 1919) mit seiner Widmung (flüchtig und winzig mit Bleistift geschrieben, da er solche «Verewigungen» haßte): «Sie haben zu mir vorgelesen und sie haben mein Music verstanden – dafür Dank sagt im Pfauen – Sie wissen – der Pfau – Jim». Die Andeutungen beziehen sich auf unsere Gespräche über italienische Opern, die ihm alles waren, er hätte – wie er meinte – eigentlich Operntenor werden sollen. Und daß wir im Pfauen zusammensaßen, verknüpfte sich für ihn, dem alles zum Symbol wurde, mit seinen Pfau- und Phönix-Gleichungen, die vom Dubliner Phönix-Park (siehe «Ulysses» und «Finnegans Wake») ihren Ausgang nahmen. – Einer der behandelnden Ärzte, mit dem ich später ins Gespräch kam, sagte mir, er habe Joyce sagen hören: «Man lebt und weiß den Tod. Alles andere ist Beschäftigungstherapie.»

ZUR FARBBEILAGE AUF SEITE 187:
DAS BLUMENKARTENSPIEL VON HIERONYMUS
J. LÖSCHENKOHL (1806)

Wir verdanken Probetext und generelle Zustimmung zu diesem Beitrag dem *Heimeran-Verlag* in München, die exquisite Farbbeilage hingegen der Spielkartenfabrik Ferdinand Piatnik & Söhne in Wien und ihrer hauseigenen Spezialdruckerei.

Bei Heimeran dauert die durch den viel zu früh verstorbenen Verlagsgründer geweckte Lust am Aufspüren des gepflegten

Ausgefallenen, Unalltäglichen, Musischen ungebrochen weiter (vgl. *Librarium* II/III 1961, S. 191ff.). Daß es für findige Köpfe auch auf dem weiten Feld jener Publikationen, die den Leser über das Lesen hinaus in vergnügliche Tätigkeit setzen, noch unerschöpfliche Möglichkeiten gibt, zeigen die Heimeranschen Zauber-, Koch- und Hobbybücher samt etwa Cesar Bresgens «Euro-

päischen Liebesliedern aus acht Jahrhunderten», einem Heimeran-Verlagswerk von 1978. Mit seiner köstlichen Fracht von übermütigen, innigen, traurigen, frechen Liebesliedern hat es weit herum die Freude am Singen neu belebt und einigen jungen modernen Troubadouren die Säle mit begeisterten Zuhörern gefüllt. Und die soeben erschienene vierfarbige Faksimileausgabe des oben genannten Blumenkartenspiels gibt dem «Leser» nicht ein Buch, sondern die bei Piatnik sorgfältig nachgedruckten 52 Spielkarten selbst (und damit anmutige kleine Dinge der frühen Biedermeierzeit) direkt und greifbar in die Hand. Man holt sie aus einer Geschenkkassette (20 × 14 cm) heraus; eine deutsch-englische Broschüre gibt alle nötigen Aufschlüsse über die Entstehung, die Inhalte und den historischen Hintergrund des Spiels. Verfasserin ist Dr. Hanna Egger vom Österreichischen Museum für angewandte Kunst in Wien, wo das einzige bekannte kolorierte Original (wenn auch nicht restlos vollständig) des Blumenkartenspiels aufbewahrt wird. Ein Nachwort von Dr. E. R. Ragg schließt die Broschüre ab.

Die Spielkartenfabrik *Ferdinand Piatnik & Söhne* hat 1974 zur Feier ihres 150jährigen Bestehens eine ungemein reich illustrierte Festschrift von 60 Seiten (25 × 25 cm) herausgegeben, ein kleines Juwel ihrer Gattung. Die fesselnde Geschichte dieses Hauses ist das Musterbeispiel eines Unternehmens, das von Mitgliedern der gleichen Familie bis zum heutigen Tag durchgehalten worden ist, sämtlichen Fährnissen der wahrhaftig an schweren Schicksalen nicht armen neueren Geschichte Österreichs zum Trotz. Auch der Verlust der Niederlassungen in Budapest, Ratschach (Slowenien), Prag und Krakau 1945 wurde verwunden. Heute arbeitet das durch und durch mit modernen Maschinen ausgerüstete Wiener Stammhaus mit rund 180 Helfern; 60 bis 70% der Erzeugnisse müssen exportiert werden. Das Haus behauptet sich dank seiner weltbekannten Produktion von Spielkarten verschiedenster Art und auch seiner Kinderspiele.

ÜBER HIERONYMUS J. LÖSCHENKOHL
(1753–1807)

«Niemals noch bot ich meine Dienste einem verehrungswerthen Publikum in öffentlichen Blättern an; nur eine neue, gewiß noch nie gesehene Erfindung kann mich hiezu bewegen»: So kündigte sich großmäulig in der «Wiener Zeitung» vom 3. Juni 1780 der kurz vorher nach der Hauptstadt gekommene Löschenkohl an, ein 27jähriger Kupferstecher, der mit wohlfeilen Stichen mit hineinkomponierten Silhouetten seine Geschäfte begann. Sie kamen dem Geschmack und den Neigungen breiter Schichten entgegen, etwa mit jenem höchst erfolgreichen Stück «Theresiens letzter Tag», auf dem alle Personen des kaiserlichen Hauses samt Leibmedikus und Beichtvater «den Tod ihrer sterbenden Mutter beweinten». Rund 700 Kupferstiche gingen aus seinem Verlag hervor, eine Zeitgeschichte in Bildern, wie er es nannte, ein wenig im Geist der späteren reichsdeutschen «Gartenlaube».

Für die «Wiener Zeitung» vom 11. Juni 1806 gibt er sieben Monate vor seinem Tod folgende Anzeige auf:

«Zeitvertreib bei schlechter Witterung auf dem Lande. Zum Ersatz der wenigen Winterunterhaltungen sind, wenn üble Witterung auf dem Lande vorfällt, zum abwechselnden Vergnügen, folgende Spiele verfertigt:

1. Musikalische Spielkarten, mit Arien, Menuetten, Contratänzen, Trio, Märsche und Allegro, von den berühmtesten Meistern: die Könige, Damen und Valets spielen dabey auf musikalischen Instrumenten. Preis 2 fl. 30 kr.
2. Spielkarten mit Karikaturen, 2 fl.
3. Spielkarten mit Blumen, 3 fl.
4. Spielkarten mit den beliebtesten Schauspielern und Gedichten, 2 fl.

Ferner sind noch 85erley Spiele zu haben. Noch sind zu haben neue Musikalien...

Eine große Optik mit 100 Ansichten der berühmtesten Städte und Seehäfen, 40 fl.»

Daß für das Blumenkartenspiel der höchste Preis gefordert wird, scheint darauf hinzuweisen, daß sein Hersteller sich einen durchschlagenden Erfolg davon versprach. Ihren Zauber haben diese Karten auch heute noch nicht verloren.

Wir zitieren Partien des Textes von Hanna Egger.

LÖSCHENKOHLS BLUMENKARTENSPIEL

Es steht außer Zweifel, daß die Karten des Spieles erst durch die Kolorierung, mag sie auch das eine oder andere Mal unbeholfen erscheinen, ihren eigentlichen Reiz erhalten. Die unkolorierten Kartenblätter wirken, wie so oft bei Löschenkohls Stichen, unfertig, da malerische Mittel, wie sie dem Kupferstecher etwa in Kreuzlagen, Schraffuren usw. zur Verfügung stehen, kaum verwendet werden.

So wirken die unkolorierten Blätter wie Vorzeichnungen, die ihre Qualität und ihren Reiz erst durch die Farbe erhalten sollen.

Die von Löschenkohl selbst als «Spielkarten mit Blumen» betitelten Whistkarten zeigen in den Figuren König, Dame und Bub verschiedene Theaterfiguren, in den Zahlenkarten einheimische Blumen.

Zur Unterhaltung der Zeit knapp nach 1800 gehörte auch die Kenntnis von Literatur und Theaterleben und die seit dem Durchbruch Rousseauscher Ideen in den Salons gepflegene Naturliebe. Die Zusammenstellung der Theaterfiguren auf Löschenkohls Spiel entspricht dem, ist aber so ungeordnet, daß sie nur aus seinem eigenen Streben nach dekorativer Gestaltung und seiner Freude am aktuellen Berichten verständlich wird. Letzteres ließ ihm keine Zeit für allzuvielen eigene Überlegungen. Und so übernahm er gerne, setzte um, zeichnete manchmal vielleicht um eine Spur besser als der Hersteller der Vorlage, und wollte natürlich aktuell, modern und ein wenig «revolutionär» sein.

Die Zeitschrift «Kostüme auf dem königlichen National-Theater zu Berlin», die seit

1802 bei L.W. Wittich erschienen war und 1805 erstmals unter Zusammenfassung der Hefte 1–8 in einem Band herausgegeben wurde, lieferte die getreu übernommenen Vorlagen für die Figuren auf Löschenkohls Spiel. Anscheinend hat er die Auswahl so getroffen, daß er sich zuerst für die dekorativ wirksamsten Figuren seines Vorbildes entschied. In zweiter Linie berücksichtigte er das Verhältnis von auch in Wien zugelassenen Autoren, wie Racine und Corneille – schließlich war er immer patriotisch gewesen –, zu jenen, die unter Zensur standen oder zumindest noch nicht voll akzeptiert worden waren, wie Schiller, Goethe und auch Kotzebue. Derart konnte er auch sein modernes, ein wenig revolutionäres Denken unter Beweis stellen.

In Wien nahm man die Nachrichten aus dem Berliner Theaterleben mit großem Interesse auf, man las sie im Jahre 1806 im «Journal für Theater, Musik und Mode». Ein Jahr später erschien, wohl in begeisterter und geschäftstüchtiger Nachahmung der Berliner Kostümhefte, bei Joseph Geisinger das erste bis fünfte Heft der «Kostüme der kaiserlich-königlichen National- und anderer privilegierter Theater in Wien»

All das spricht dafür, daß Hieronymus Löschenkohls Theaterfiguren im Jahre 1806 in Wien in besonderer Weise der Mode und dem Zeitgeschmack, vor allem aber der Sehnsucht nach Aktuellem entgegenkamen. Seine Figurinen stammten zur Hauptsache aus Stücken, die zu dieser Zeit nicht am Burgtheater gespielt worden waren, von denen man aber viel gehört hatte und deren Wiener Aufführung man zum Teil schon sehr erwartete und hoffte, daß das Verbot, das auf ihnen lag, endlich aufgehoben würde.

Löschenkohl war nicht ganz originär, sondern bezog vielmehr von den Cottaschen Spielkartenalmanachen Idee und Art der Gestaltung. Im Jahre 1805 war nämlich in Deutschland bei Cotta der erste Spielkartenalmanach erschienen, ein kurioses Ding, das aus 52 Spielkarten, die als Illustrationen in



Valet



Huoni
der Hirt



Schmalz-Blume.



Dame



Athalia



Frittilare.

Kartenform gedacht waren, und einem Textheft bestand. Die Trumpfkarten sind mit Figurinen aus Schillers «Jungfrau von Orleans» gestaltet. Die Zahlenkarten aber bringen merkwürdige, zum Teil groteske, zum Teil übersentimentale Szenen, die so gezeichnet sind, daß das Farbzeichen als Bestandteil der Illustration wiedergegeben wird.

Zweifellos hat Löschenkohl die Cottaschen Almanache gekannt und war gerne bereit, die Originalität dieser Dinge für sich und sein Geschäft – mit kleinen, eigenständigen Modifikationen – aufzunehmen. Sicher wurden seine Figurenkarten von den Cottaschen Trumpfkarten angeregt, und ebenso folgt er auch der Idee der Cottaschen Karten, daß sie zur Konversation beitragen und anregend wirken sollen.

Löschenkohls eigene Idee sind wohl die hübschen und ansprechenden Blumenbilder auf den Zählkarten. Die lokale Wiener Situation ist Grundlage dafür. War doch in Wien zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Blumenmalerei Mode geworden. Die Wiener Porzellanfabrik stellte immer mehr Blumenmaler an. Löschenkohl muß es bemerkt haben, nutzte wiederum den Augenblick, war wieder einmal «modern» und brachte im Kupferstich das Neueste, wenngleich nicht in erster Qualität, so doch vorausschauend. Seine Bildchen waren hübsch, sehr zeitgemäß, und er durfte auf Erfolg hoffen. Daß derartige Dinge erst mehr als zehn Jahre nach seinem Tode so richtig geschätzt wurden, konnte er nicht wissen.

Bestimmt hat sich Löschenkohl, der sich sonst gar nicht mit Blumenmalerei beschäftigte, für die Blumenkarten, ebenso wie er es bei den Theaterfiguren getan hat, einer Kupferstichvorlage bedient. Welche das war, ist schwer zu entscheiden. Entweder lag ihm ein letztlich vom neuen Rousseauschen Naturgefühl abhängiges, erbauliches Büchlein vor, das noch dazu sehr patriotisch gewesen sein muß, da nur heimische Garten- und Wiesenpflanzen dargestellt sind, oder er bediente sich altbekannter Kupferstichwerke,

die er vielleicht selbst besaß, um Anregungen zu übernehmen und dann einfach schnell nachempfindend zu zeichnen. Man denkt an das «Neue Blumenbuch» der Maria Sibylla Merian oder das «Livre Nouveau des Fleurs tres utiles pour l'art d'Orfèvrerie et autres», ein in Amsterdam erschienenenes Werk eines französischen Stechers aus dem 17. Jahrhundert. Zwar sind die Blumen hier viel feiner gezeichnet, viel differenzierter und detailreicher als bei Löschenkohl, Komposition und Art der Darstellung aber sind doch so, daß sich gewisse Beziehungen im Vergleich ergeben.

Insgesamt erscheinen die Figurenkarten gegenüber den Blumenkarten einheitlicher in Zeichnung und Kolorit. Wieweit dies dem mit «M» signierenden Mitarbeiter Löschenkohls, Mayer, zuzuschreiben ist, ist nicht feststellbar.

Das ganze Spiel aber ist gefällig, es nimmt etwas von der hübschen, poetisch-lyrischen Art der Gestaltung kleiner Dinge vorweg, die knapp zehn Jahre später in Wien zu so großer, ja eigentlich eine Epoche prägender Bedeutung gelangte. Die sorgfältige, auf den künstlerischen Reiz bedachte Ausführung erschwerte freilich die Entscheidung, wozu diese Karten eigentlich gedient haben. Waren es wirklich als Gebrauchsgegenstand gedachte Spielkarten? Oder waren es Kärtchen, die als liebevolle Visiten- oder Grußkarten Verwendung finden sollten? Oder waren sie als kleine Geschenke zum Sammeln gedacht? In zeitgenössischen Quellen wird erwähnt, daß Löschenkohl mehrmals Blumenbilder zum Nachzeichnen hergestellt haben soll, und auch diese Karten wären zum «Nachzeichnen und Mahlen» gedacht gewesen. Da sie aber mit ihren Hinweisen auf das aktuelle Theatergeschehen auch sicherlich die Konversation angeregt und mitunter beachtlich gefördert haben werden, so dürften sie vor allem Hieronymus Löschenkohls eigener Anzeige in der Wiener Zeitung voll entsprochen haben: Karten zu sein, die zum Vergnügen an einem verregneten Sommertag dienen.

Hanna Egger